

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 197. Bromberg, den 14. Oktober 1926.

Atlantis.

Die Geschichte des sechsten Erdteils.

Roman von **Hans Dominik.**

(Schluß.)

Den dritten Tag schon flog der da oben.

Das Flugschiff zog, automatisch gesteuert, seine Bahn Tag und Nacht. Der Einsame saß darin an seinen Apparaten. Keine Speise, kein Trank. Das Werk mußte in einer Tat vollendet sein.

Er ging zum Fernseher, bewegte den Mechanismus. Dessen Strahlen trafen den Meeresgrund, dringen in ihn ein. Unter Schlick und Sand lagen die Ruinen und Reste von Atlantia, der Hauptstadt des Landes.

Sein Geist flog rückwärts durch die Jahrtausende. Atlantia. Das Gewirr der Häuser, von unzähligen Straßen durchzogen. Buntes Leben und Treiben darin. Die geöffneten Basare. Magazine. Lagerhäuser. Menschen aller Rassen, aller Farben. Im Hafen lagen Tausende von Schiffen.

Vom Osten her nahte eine große Flotte. Die Menge am Hafen begrüßte sie jubelnd, erwartete die Königin Kleito, die vom siegreichen Kriege zurückkehrte. Die phönizische Macht war gebrochen, ihre Besitzungen im westlichen Europa und Afrika in der Hand von Atlantis.

Die Tore der siebenfachen Mauer um die Stadt durchbrochen, erweitert für den Einzug der siegreichen Königin.

Bei Marssilia war die große Schlacht gewesen. Ungeheure Beute brachten die Schiffe mit. Der Triumphzug der Sieger ging zum Sonnentempel, zum siebentorigen Haus der Welt.

In der Mitte des Zuges kam die Königin, getragen von den Fürsten der Besiegten. Die Stadt, das ganze Land ein Jubel, ein Siegestaumel. Der letzte, der schlimmste Aufstand war bezwungen.

Ein einziges, mächtiges Reich von Peru bis Ägypten. Der Sonnentempel sah nie soviel Blut zu Ehren der Gottheit fließen wie an diesem Tage.

Im Festesglanz der tausend Fackeln liegt der Palast der Königin. Auf dem goldenen Thron prangt die Herrscherin, geschmückt mit Perlen und Edelsteinen, das kühne, stolze Antlitz hoch aufgereckt, die Augen auf die Helden gerichtet, die vor ihr knien.

Wer ist der Würdigste, von der Königin geküßt zu werden als Gemahl? Heute ist die letzte Frist. Die Gottheit, die Priesterschaft wollte es. Und sie wußten es, die Helden zu ihren Füßen.

Die Herrscherin stand, starrte. Die Rechte hob leicht den dichten Schleier, der ihr Gesicht deckte. Kein Sterblicher durfte ihr Antlitz sehen außer ihm, der würdig war, ihres Leibes Schönheit zu besitzen, der mit ihr den neuen Herrscher der Welt zeugen sollte.

Die zu ihren Füßen knieten, kannte sie alle. „Amiras! Ich sehe dich nicht! Wo bist du?"

Die Häupter vor ihr hatten sich noch tiefer gebeugt. Im Hintergrund war der Vorhang zurückgeschlagen. Von Kriegern getragen nahte ein wunder Mann, das junge, bleiche Gesicht zum Thron gewandt.

„Hier ist Amiras, Königin!"

Sie hatte den Schleier heruntergelassen, ihr Erröten zu verbergen.

„Amiras! Mein Gemahl! Die Götter beschützen ihn!" — Und als ob Zauberhände die Wunden geschlossen, geheilt hätten, war er aufgesprungen, zu ihr hinaufgeeilt zum Thron, war niedergekniet.

„Königin du! Königin von Atlantis ... du Königin deines Sklaven!" ...

Neun Monde vergangen, der Erbe geboren. Im Jubel Stadt und Land Atlantis. Aufhorchend die Welt ... der neue Herrscher geboren!

Im Saal des Palastes König und Königin. Die Abgesandten der Welt zu ihren Füßen. An der Schwelle des Saales harrten drei Männer, fremd von Gesicht, fremd von Gewand, aus fernem Osten stammend, wo der Sonne Lauf beginnt. Ihre Hand brachte Gaben, die niemand in Atlantis kannte.

Da ... Weltuntergang! Weltwende! Die Meeresfluten vom Hafen, von allen Seiten her stürzend über Atlantia, die Stadt, über Atlantis, das Land ... begrabend alles in wildem Stürmen und Tosen ...

Über das Toben der Elemente hinaus der schwingende Flug des Adlers ... Erbe der versunkenen Welt ... der versunkenen Macht ... aufsteigend in steilem Flug der Sonne zu, der Spenderin neuen Lebens, neuer Macht ... Weiter zeugend in neuer Inkarnation.

Er frei! Er weiter gezeugt ... er da oben im Flugschiff, in letzter Inkarnation, der Vollstrecker des Schicksals.

Weltenwende sein Ziel. Ende in neuer letzter Inkarnation ... Nirwana ... letztes Paradies ... Ruhe ... Stille ...

Zurück zu denen, die ihm die Kraft gegeben. Zu denen, die einst die drei Ringe trugen. Die Macht zurückgegeben dem Schicksal, dem Allmächtigen, bis daß sie das wieder in die Hände Sterblicher legte ... in andere. Sein Werk war nun vollendet!

Sein Auge ging in die Tiefe. Da lag's, was Schicksals Macht durch seine Hand geschaffen. Wo seit Menschengedenken die Fluten des Meeres die Kontinente trennte, neues Festland. Ein sechster Kontinent. Atlantis, das uralte, neugeboren, wiedererstanden, die Brücke zwischen alter und neuer Welt.

Und zwischen dem neuen Atlantis und der neuen Welt das breite blaue Wasser des Golfstromes ...

Das Steuer des Flugschiffes, der Einsame dort oben riß es aus seiner Lage. Nach Osten der Kurs, der Sonne zu der Flug. Das Schiff nach Morgen gerichtet ... in blauer Ferne verschwindend auf Pankong Tzo hin, das Ziel des Müden.

*

Der große Saal faßte kaum die Schar der Gäste, die zusammengekommen waren, das Fest der neuen Vereinigung der Häuser Uhlenkort und Harlessen zu feiern. Glückwunschtelegramme kamen aus allen Teilen der Welt. Das europäische Parlament, die europäische Regierung waren vertreten durch ihre bedeutendsten Führer.

Die Gratulationscour war beendet. Die Neuvermählten schritten an der Spitze des Zuges zur Tafel. „Kein Glückwunsch, Walter, von deinem Freund?"

Einen Augenblick wich der freudige Glanz aus Uhlenkorts Augen. Seine Gedanken wanderten dorthin, wo er den Freund wußte.

Dann verhielten sie fast gleichzeitig unwillkürlich den Schritt, blickten um sich, als stünde einer hinter ihnen, der ihnen glückliches Leben, glückliches Gedeihen ihres Geschlechtes wünschte, prophezeite. Ein Schauer durchrieselte sie beide. Gleichzeitig hatte ihr Ohr die fremde Stimme vernommen, dieselben Worte, die einer dort drüben im alten Kloster zu dem hundertjährigen Greise sprach, und ihm, dessen Hände zu schwach waren, das Bild des Festes vors Auge zauberte. Der sah den Freund und mit ihm vereint die Geliebte, beide im höchsten Glück.

Glück! Er hatte es nie gekannt, menschliches Glück. Diener des Schicksals war er von Geburt an bis jetzt, da die Seele im Begriff stand, die sterbliche Hülle zu verlassen. Die bleichen, schmalen Hände legten sich über der Brust zusammen. Die drei Ringe am Finger . . . verschwunden, genommen das Symbol der Macht, da das Werk getan.

Weiter ging das frohe Hochzeitsfest in Hamburg. Das Fest der beiden alten Handelshäuser, das Fest gleichzeitig des wiedererstehenden Hamburgs.

Die letzte Völkerwanderung, die seine Mauern gesehen, war kaum verebbt, und schon war eine neue angebrochen. Atlantis das Ziel derer, denen der heimatliche Boden zu eng und fremd geworden.

Atlantis! Der Schrei ging durch die ganze Welt. Neue Stätten für die Menschheit. Wer als erster kam, war ihr Besitzer. Die Parlamente schüttelten noch die weisen Köpfe und berieten. Der Hamburger Kaufmann faßte die Gelegenheit beim Schopf. Das Haus Uhlenkort stand mit einem Sprung in der Organisation Europas für die flutenden Massen.

Noch ehe die Welt sich besonnen, waren sie da, die Wikinger Schiffe aus dem Norden, sprang die Mannschaft an den Strand des neuen Landes, ergriff Besitz davon.

Neu-Hamburg hieß die Stätte, wo das Schiff Klaus Tredrups gelandet war. Der war vom hohen Bord gesprungen, hatte, niederkniend, die Hand aufs neue Land gelegt.

Wann würde sie kommen, die er erweckt hatte zu neuem Leben, die jetzt frei von der Hand des Feindes war, Juanita, die Neugeborene?

Sie war in Hamburg, stand an der Wiege des jüngsten Uhlenkort. Die Kette war von ihr abgefallen. Ein neuer Mensch war sie geworden, den es drängte zu neuem Leben, zu neuer Liebe . . . zu ihm. Vom alten Land zum neuen. Atlantis!

—— :: **Ende.** :: ——

Wie der Tod in Sekunda Gesangsstunde gab.

Skizze von **Friederike von Krosigk**-Dessau.

In der großen Pause zeigte der Schulhof viel Ähnlichkeit mit dem antiken Griechenland. Unter dem Portal wandelte gleich den Weisen Athens die göttliche Prima; links dröhnte der Boden von einem gewaltigen Wettlauf der Quartaner, und rechts hielt die Tertia ein großes Diskuswerfen mit Bierfilzen ab. — Nur die Obersekunda fiel völlig aus dem Rahmen. Sie stand, zu erregten Gruppen geballt, in der Ecke neben dem Fahrradschuppen; und die Reden, die da fielen, waren keineswegs Dithyramben. — „Schweinerei“, sagte der dicke Hirsch und runzelte die Denkerstirne. — „Mehr als das. Es ist eine Infamie“, knirschte Leo Sander. Des Pudels Kern war, daß die ganze Klasse wegen ungebührlichen Lachens in der Gesangstunde mit einem schweren Tadel ins Klassenbuch eingeschrieben worden war. Hirsch hatte einen seiner berühmten faulen Witze gemacht und zwar im denkbar ungünstigsten Moment, nämlich gerade, als für das bevorstehende Totenfest das alte ernsthafte Lied vom Schnitter Tod eingeübt wurde. Und Dr. Rödger, der sogenannte Uhu, der schon für gewöhnlich ziemlich grimmig durch seine große, runde Hornbrille äugte, hatte diesmal noch weniger Spaß als sonst verstanden.

„Die Betragenszensuren sind natürlich restlos zum Teufel“, grollte Krause. — „Aber es soll ihm teuer zu stehen kommen!“ rief Sander und ballte die Fäuste in den Taschen. „Wißt Ihr was? Wir bringen ihm heute abend eine Katzenmusik!“ — „Wird gemacht!“ schallte es zur Antwort.

Man beschloß, „Freut Euch des Lebens“ zu singen, dreistimmig, immer mit h anstatt b. Krause sollte dirigieren. Man versprach sich ungeheuren Effekt von der Sache. — —

Die kleine Villenkolonie draußen in der Vorstadt lag in tiefer Finsternis. Ein kalter Novembernebel beschränkte den Lichtkreis der spärlichen Gaslaternen auf die allernächste Umgebung. Ein einsamer Lichtschein drang noch aus einem nüchternen Backsteinhäuschen. Hier hauste im ersten Stock der Uhu mit einer alten grämlichen Wirtschafterin; denn er war Witwer und besaß nur eine einzige Tochter, die viel kränkelte und jetzt, wie man sich erzählte, in einer Lungenheilstätte Unterkunft gefunden hatte.

Als die Turmuhr elf schlug, sammelte sich eine dicht vermummte Schar unter Rödgers Fenstern.

Alles ging nach Wunsch. Man erzielte eine ohrenzerreißende Musik, und als beim dritten Verse ein Beamter der Wach- und Schließgesellschaft um die Ecke bog, war alles zerstoben . . . Hirsch und Sander blieben in der Nähe. Sie führten noch einen teuflischen Sonderplan im Schilde. —

Eine halbe Stunde später waren Rödgers Fenster dunkel. Da schrillte die Hausklingel wie besessen, einmal, zweimal, dreimal . . . Endlich ging oben ein Fenster auf. — „Wer da?“ tönte die bekannte Stimme. — „Depesche!“ heulte es zurück. „Hurra! Ihre Großmutter hat'n Kind gekriegt!“

Satanisches Gelächter. Das Fenster flog zu. — —

Am nächsten Morgen hatte der Uhu in Obersekunda eine Lateinstunde zu geben. Man sah dem nicht ganz ohne Bangen entgegen. Die Erregung nahm noch zu, als die Tür aufging und — der Direktor eintrat. Lohmann, der Primus, reckte sich in Positur und die anderen setzten unschuldige Mienen auf. Man war entschlossen zu leugnen; denn es war niemand erkannt worden, und der Uhu unterrichtete in vielen Klassen.

„Dr. Rödger kommt heute nicht“, begann der Direktor. „Er ist an das Sterbebett seiner Tochter gerufen worden. Heute morgen war er einen Augenblick hier und zeigte mir die Depesche: Schwer erkrankt, Blutsturz . . . erwartet Sie sehnlich . . . Das Telegramm kam nachts gegen zwei Uhr. Unbegreiflicherweise hat Dr. Rödger dem Boten nicht geöffnet. Nun erhielt er die Nachricht erst heute morgen, als der Frühzug längst fort war. Hoffentlich kommt er nicht zu spät. — Nun, Ihnen wird wohl eine Arbeitsstunde heute ganz willkommen sein.“

Die Klasse saß wie vom Donner gerührt. Von Arbeiten war natürlich keine Rede und auch die folgende Mathematikstunde war eine einzige Pleite. Wie unter einer schweren Last erledigte jeder mechanisch sein Tagewerk.

Der nächste Morgen bestätigte die schlimmsten Befürchtungen: Rödger war eine Stunde zu spät gekommen.

Verstört und ratlos schlich die Klasse umher, bis Hirsch auf einen Gedanken kam. Er schlug vor, das Lied vom Schnitter Tod unter Krauses Leitung tadellos einzuüben und in der nächsten Singstunde so gut zu singen, daß der Lehrer über ihre guten Vorsätze nicht mehr im Zweifel sein könnte. Gesagt, getan. Noch nie war in Sekunda mit solcher Hingabe geübt worden.

Nach vier Tagen war die nächste Gesangstunde. Als Dr. Rödger in die Klasse trat, stand Lohmann, der Primus, an der Tür. Er hatte sich einige passende Worte zurecht gelegt, in denen auch von aufrichtigem Bedauern etwas vorkam. Aber der Lehrer ließ ihn nicht zu Worte kommen. Mit eisiger Miene winkte er ab, und die zaghaft gebotene Hand übersah er. Das Lied vom Schnitter Tod lag aufgeschlagen auf dem Pult. Rödger blätterte um. — „Wir singen Nr. 35“, befahl er kurz. — Man blätterte fieberhaft. Da stand es: Freut Euch des Lebens . . .

„Krause“, sagte der Lehrer, „Vorkommen. Dirigieren.“ — Der Junge stand wie gelähmt. — „Können Sie nicht hören?“ Rödger schob ihm den Taktstock in die Hand und gab mit steinerner Miene den Ton an.

Aber niemand stimmte ein. Totenblaß, gesenkten Hauptes, standen sie auf ihren Plätzen.

„Sie schreiben wohl morgen eine griechische Klassenarbeit? Dann können Sie sich meinetwegen heute präparieren.“ — Sprach's und schritt hinaus, ohne sie eines Blickes zu würdigen. — —

Der dicke Hirsch war stöhnend auf seinen Stuhl gesunken. „Es ist entsetzlich“, sagte er. — „So geht das nicht weiter“, erklärte Lohmann. „Er verachtet uns ja durch die Bank.“ — „Aber was sollen wir tun? Wieder gut zu machen ist da nichts.“ Sander suchte krampfhaft nach seinem Taschentuch.

Man hätte gern einen schönen Kranz gekauft, denn Dr. Rödger hatte die Leiche überführen lassen. Aber er hatte sich alle Beileidsbezeugungen ausdrücklich verbeten. Nicht einmal die Stunde der Beisetzung war bekannt gegeben. Nur, daß sie morgen stattfinden sollte, wußte man.

„Ich weiß es nicht“, sagte Krause plötzlich. „Wir müssen heimlich erfahren, wann die Beisetzung stattfindet. Und dann gehen wir alle hinaus und singen. Das ist das Einzige, was wir noch tun können.“

„Gut“, sagte Lohmann, „und wir nehmen ein paar frische Rosen mit. Für jeden eine.“ — —

Nur eine kleine Gruppe schwarzer Gestalten stand auf dem herbstlichen Friedhofe, als der weiße Sarg versenkt wurde. Die schluchzende Wirtschafterin, ein paar Freundinnen, ein halbes Dutzend Verwandte und oben an der Grube, neben dem Geistlichen, der Vater. Eben ließ er die letzte Handvoll Erde hinabgleiten, und sein Gesicht trug einen Ausdruck von Müdigkeit, als könnte nichts auf der Welt ihn mehr erquicken.

Da ertönte es plötzlich hinter ihm, glockenrein und feierlich: „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod“. Und als er sich umwandte, sah er zwei Dutzend blaue Schülermützen durch die kahlen Zweige schimmern. Anfangs klang der Gesang noch zaghaft; aber dann bekam Krause Mut, und zuletzt schmetterten die jungen Kehlen aus Leibeskräften: „Trotz, Tod, komm her! ich fürcht dich nit!“

Als das Lied verklungen war, stand Lohmann plötzlich am Grabe und hatte beide Hände voll Rosen. Er war etwas hurtiger dahin gekommen, als in seiner Absicht lag; denn der eifrige Hirsch, in der Besorgnis, der rechte Zeitpunkt könnte versäumt werden, hatte seinen zögernden Primus durch einen kräftigen Puff in Bewegung gesetzt. Nun stand er oben, ein Bild der Verwirrung und des Herzeleids.

Und Rödger sah, wie die jungen Gesichter, die eben noch so wacker dem Tode Trotz geschworen hatten, jetzt so hilflos bittend an ihm hingen. Er sah eine leuchtende Flut roter Rosen über den weißen Sarg rieseln, und in seinen Ohren hallten noch die letzten Worte des Liedes: „Freu dich, schönes Blümelein!“

Da sprang plötzlich eine große Liebe in seinem erstarrten Herzen auf, so daß er hinüber gehen mußte zu den Jungen und ihnen die Hand geben, jedem einzelnen. — —

Zur nächsten Gesangstunde stand die Klasse stramm und aufrecht da und erwartete ihren Uhu. Als Dr. Rödger eintrat, umfing er sie mit einem langen, warmen Blick. Dann sagte er: „Wir wollen das Lied vom Schnitter Tod noch einmal singen. Wir haben es ja jetzt alle verstehen gelernt.“

Da erstrahlte die Obersekunda, als sei ihr eine große Ehrung widerfahren.

Und der dicke Hirsch stieß einen langen Seufzer der Erleichterung aus, denn er hatte immer noch leise befürchtet, sie könnten noch einmal zu „Freut Euch des Lebens“ verurteilt werden.

Das Schiff der Wüste.

Ein heiteres Erlebnis von **Konrad Dreher**, München.

Ich war hoch erstaunt, in Wiesbaden ein Kamel anzutreffen, obwohl es deren auch in anderen Kurorten gibt. — Dieses Kamel war eines der höchsten Exemplare und jederzeit bereit, den kühnen Reiter die Wohltat der sanft schwankenden Bewegungen eines Wüstenrittes empfinden zu lassen.

Mein Freund, der Sanitätsrat Doktor M., hatte ein Sanatorium für schwedische Heilgymnastik übernommen oder gepachtet mit allen dazu gehörigen Einrichtungen und Apparaten; dies waren: Streckmaschinen, Ruderboote, Pferdegaloppeinrichtungen, Motorfahrräder, Wellenschaukeln, Ringe, Arm-, Bein- und Bauchmassagen, an deren Spitze als Clou der orthopädischen Mechanik ein Riesenkamel stand, das den Vorzug der allseitigen Bewegung zwischen seinen zwei Höckern aufzuweisen hatte. — Ich hatte weder Gicht noch Ischias, sondern war lediglich Gast am Hoftheater und nach der Vorstellung noch besonderer Gast (nachts 11 Uhr) meines Freundes, des bekannten Orthopäden. — Nachdem wir ein ziemlich opulentes Mahl eingenommen hatten, kam das Gespräch auf meine, schon damals beginnende Körperfülle und mein Freund empfahl mir, Heilgymnastik zu treiben. Zugleich sprach er begeistert von seiner demnächst zu eröffnenden Anstalt und forderte mich auf, trotz der späten Stunde wenigstens seinen Gerätesaal zu besichtigen. — Ich fand seinen Wunsch berechtigt und begab mich wißbegierig durch endlose Gänge nach dem ihm gehörigen Trakt. Endlich langten wir am Ziel unserer nächtlichen Heerfahrt an. Der Saal schien unheimlich lang, breit und hoch und nur magisch beleuchtet durch das Mondlicht. Der Hebel zur Lichtleitung war dem Besitzer noch fremd, auch war eine erhöhte Belichtung unnötig, denn ich unterschied zwischen unzähligen Stangen, Brücken, Rädern, Latten, Ringen und Seilen auch ein hohes Gestell, das mir als künstliches Schiff der Wüste und neuestes Massagewunder vorgestellt wurde. Ich muß gestehen, daß ich sehr gespannt war, zu sehen, wie sich diese Heilmethode bewerkstelligen ließe; der freundliche Äskulap erklärte mir, wie man alles durch verschiedene Umschalter in Bewegung setzen könne. —

Das Schaltbrett war am entgegengesetzten Ende des Saales angebracht. „Bitte“, sagte mein Freund, „setzen Sie sich in den Sattel, und Sie werden sofort empfinden, welch wohltätige Wirkung diese Prozedur erzeugt!“ Sodann brachte er eine Leiter herbei, und ich erklomm widerspruchslos den ungefähr drei Meter hohen Sattelsitz. Ich kam mir auf meiner Höhe so erhaben vor, wie der hochselige Kurfürst am Münchener Odeonsplatz. Doktor M. entfernte dann die Staffelei und begab sich zum Schaltbrett. Nach einigem Suchen entdeckte er den Bewegungsschalter, und mit einem Ruck setzte sich mein Kamel in seinen vorgeschriebenen Galopp. Es war ein Schwanken nach rechts und links, ein Wippen nach vorn und hinten, ein Stoßen von unten nach oben, daß ich alle Mühe hatte, mich auf meiner schwindelnden Position zu halten. So lief das Vieh schon fünf Minuten mit mir in einem immer schnelleren Tempo, ohne seinen Platz zu verlassen — und ich immer vorwärts, rückwärts, rechts und links, auf und ab! — Schließlich rief ich dem Doktor, der sich noch immer am Schaltbrett zu schaffen machte, zu, er solle den Kontakt abstellen. Da antwortete er zu meinem Schrecken, daß er den Abstellhebel nicht finden könne. Nachdem er noch einige Minuten an allen Drückern und Schaltern herum gebastelt hatte, fingen auch die anderen Gegenstände und Viecher an zu laufen; das rasselte und klopfte, knirschte und ächzte noch mehr als ich selber. Ich schrie immerzu „Aufhalten! Ausschalten!“, immer balancierend, doch der edle Rennstallbesitzer antwortete nur: „Halten's Ihnen fest, sonst fliegen's runter und könnten sich beschädigen!“ Mit den Worten: „I hol jetzt den Maschinisten, dann hab'n wir's gleich!“ verschwand er durch die Eingangspforte. — Und ich allein mit meiner Pein im Mondenschein mitten in der rasselnden Umgebung wie ein Seekranker — nach vorn und hinten, nach links und rechts schwankend. Endlose zehn Minuten gehoben und geschoben, endlich kommt der Retter! Nein, er kommt nicht! Noch fünf Minuten — er ist's, aber allein. — „Es tut mir furchtbar leid,“ sagte er, „aber der Maschinist is heut abend nach Frankfurt, und seine Frau kennt sich net aus!“ Wieder bastelte er am Schaltbrett, wieder ohne Erfolg. — Ich konnte nur noch lallen: „Vielleicht hat er den Ausschalter mit nach Frankfurt genommen?“

Endlich ein heroischer Entschluß: „Her mit der Leiter, ich probier's doch!“ — Willig versuchte der Doktor diese Anlage — es gelang nicht, da das Kamel nicht einen Augenblick stille hielt. — „Ach!“ rief ich, „hätt' ich Roß mich auf's Pferd gesetzt anstatt auf's Kamel, ich wäre längst abgesprungen!“ — Schließlich mußte ich diesen Trick auch beim Kamel riskieren. Der Doktor versprach, mich aufzufangen; er war ein Riese — jedenfalls an Umfang, das war eine Rückversicherung. Endlich kam der Entschluß zur Reife. Ein Schwung, ein Sprung. Ich lag unten — das heißt: er lag unten und ich lag oben. Außer einigen kleinen Quetschungen ging dieser Abfall der Niederlande schmerzlos vor sich. Ich sprang rasch wieder empor, der Unterlegene etwas langsamer, worauf er mich noch am Schaltbrett zu Abstellversuchen animieren wollte. Ich versicherte ihm, daß weder ich noch das mechanische Menageriegebilde zum Stillstand zu bewegen wäre und verließ noch immer schwankend, aber eiligst die unheilbringende Heilanstalt.

Nachs träumte ich, daß ich auf einem Kamel die Sahara durcheilte und endlich halb verschmachtet eine Oasenquelle erreichte, absprang und mein Reittier davon lief. — Als ich aber dann in den Wasserspiegel blickte, sah ich darin ein Riesenkamel!

Zauberei und Besprechung
in der modernen Medizin.

Von Dr. med. G. Zickgraf-Bremerhaven.

Die Geschichte der Medizin zeigt einen ewigen Wechsel in den Anschauungen. Bald herrscht diese, bald jene Theorie. Jedesmal, wenn eine anfänglich als absolut richtig erscheinende Theorie aufgetaucht war und sich ihren maßgebenden Einfluß erobert hatte, dauerte es nur einige Zeit, bis wieder eine neue Theorie, oftmals nur eine verbesserte, wissenschaftlich begründetere, die alt gewordene ablöste. Immer aber war ein Fortschreiten zu höherer Erkenntnis, zu vertiefter Anschauung über Krankheits- und Lebensgeschehen damit verbunden.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die Naturwissenschaften ihre höchsten Triumphe feierten und die Entdeckungen auf chemischem, physiologischem und pathologischem Gebiete sich gewissermaßen überstürzten, als die Herrschaft des Mikroskops in den Kliniken begann, als V i r c h o w seine Cellularpathologie lehrte und die Bakteriologie die Geheimnisse der Infektionskrankheiten entschleierte, schien es mit den Theorien auf dem medizinischen Gebiete aus zu sein. Dort, wo das Mikroskop herrschte und man anscheinend die letzten Geheimnisse der Natur erlauscht hatte, war für Spekulationen kein Raum mehr. Es schien, als sei die strenge wissenschaftliche Medizin alleinige Herrscherin am Krankenbett geworden.

Doch es schien nur so. Vieles im Verlauf von Krankheiten blieb dunkel, und manches Rätsel am Krankenbett ließ sich nicht lösen. Die Ärzte standen oft genug vor rätselhaften Heilungen, die durch Wundermittel geschehen waren, und konnten sich die Sache nicht erklären. Langsam, ganz langsam entwickelte sich in der modernen Medizin eine Strömung, die die Wunder in der Heilung mancher Krankheiten anerkannte, weil sie tatsächlich nicht wegzuleugnen waren. Und weil diese Ärzte Wissenschaftler waren, ver-

suchten sie die Wunder in der Medizin zu ergründen. So hat sich im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre eine Strömung in der Medizin angebahnt, die mit dem ganzen Rüstzeug der modernen Wissenschaft die Wunderheilungen erforscht und ihnen den Charakter des Wunderbaren genommen hat.

Die frühere, streng wissenschaftliche Medizin hatte es nur mit den körperlichen Veränderungen der Krankheit zu tun. Sie hatte vergessen, entschuldbar im materialistischen Zeitalter, daß **die Seele** des Menschen einen Faktor im Leben darstellt, der für die Entstehung und für die Heilung von Krankheiten von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Die wissenschaftliche Erforschung der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele nahm ihren Ausgang von den wirklich erfolgten Wunderheilungen. Bekanntlich findet jede Veränderung unseres seelischen Gleichgewichts ihr Echo in unserem Körper. Man denke nur an das Erröten bei Scham, an das Erblassen bei Schreck, wie hier weite Gefäßbezirke des Körpers auf einen seelischen Eindruck sich so verändern, daß in einem Fall eine Blutfülle, im andern eine Blutleere in gewissen Körperbezirken eintreten kann. So kennt man Lähmungen der Glieder, der Sprache usw., die aus Affekten der Angst zurückbleiben, also seelisch entstanden sind und seelisch geheilt werden können. Hierher gehören z. B. die faktischen Wunderheilungen vor dem Muttergottesbild in Lourdes, die allein durch den gewaltigen Gemütsaffekt hervorgerufen wurden.

Aber auch bei körperlichen Krankheiten, selbst Infektionskrankheiten, spielt der Zustand der Seele eine große, manchmal ausschlaggebende Rolle. Man muß annehmen, daß das Unterbewußtsein des Menschen in naher Beziehung zu den unbewußt tätigen Nerven, den Lebensnerven, stehend, Befehle und Anordnungen an die kranken Körperteile und -zellen hinaussendet, die bald krankmachend, bald gesundend einwirken können. Wissenschaftlich erprobte Beispiele für solche seelische Beeinflussung von gesunden und kranken Körperorganen gibt es genug.

Man weiß heute, daß es eine große Anzahl von Krankheiten und Krankheitszuständen gibt, die nur seelisch bedingt sind. Es ist klar, daß solche Zustände auch seelisch geheilt werden müssen. Hier, wo früher das „Wunder" geschah, wo eine „Besprechung" half, wissen wir, daß der Zauber oder die Besprechung die Umwandlung der seelischen Konstellation von einer krankmachenden zu einer gesundmachenden bewirkt. So kehrt heute die Medizin zu den alten Methoden jener Zeit zurück, in denen Arzt und Priester noch in einer Person vereint waren, um gleichermaßen die Seele und den Körper des Menschen zu heilen.

Wenn man aber denkt, es wäre mit der Entdeckung dieser Zusammenhänge eine neue Ära in der Medizin angebrochen, und man könnte nun mit Zauberworten seine Patienten heilen, so ist das ein Irrtum. Gewiß ist es gut, daß dieser Brunnen neuer Kraft medizinischen Könnens, der lange verschüttet schien, wieder aufgedeckt ist und daß die wissenschaftliche Medizin sich der seelischen Beschaffenheit der Kranken mehr als bisher zuwendet. Aber der Brunnen schien ja nur verschüttet. In Wirklichkeit hat jeder Arzt mit jener Suggestion gearbeitet, die die krankmachenden Einflüsse der seelischen Grundstimmmung ausschaltet und die gesundmachenden einschaltet. Nur hatte dieses Verfahren bisher keinen wissenschaftlichen Namen und war nicht Gegenstand einer Lehre, sondern etwas, was man das Künstlerische am Arzt nennt, im Gegenteil zum Handwerksmäßigen, sie war das Intuitive seines persönlichen Wirkens.

Die moderne Seelenheilkunde hat also den Zauber, die Besprechung und das Wunder abgelöst und durch wissenschaftliche Vertiefung die Zusammenhänge zwischen Leib und Seele klargelegt. Sie hat das Unerklärliche erklärlich gemacht und so den Arzt seiner Fähigkeit, auf den Kranken einzuwirken, bewußt gemacht. Nicht alle Menschen reagieren aber auf diese Macht der seelischen Beeinflussung. Im Wesen des modernen Menschen stecken soviel Zweifel, soviel seelische Zerrissenheit, daß immer nur Einzelne eine wesentliche, dauernde Beeinflussung durch den Seelenarzt erfahren. Eine große Anzahl wird über einen anfänglichen Enthusiasmus nicht hinauskommen und infolge ihrer seelischen Unzulänglichkeit keinen vollen Erfolg haben, wenn nicht die Hemmungen in ihnen selbst eine seelische Beeinflussung überhaupt unmöglich machen.

Jagd und Sprache.

Uralt ist das Vergnügen der Jagd. Bei einem solchen Alter ist es kein Wunder, daß manches Sprichwort, manches geflügelte Wort der Jägersprache entstammt. Beginnen wir gleich mit der sich jeder ordentlichen Jagd anschließenden Kneipe. Daß das Wort „Kneipe" der Jägersprache entstammt, dürfte viele überraschen. Es ist der Sprache der Vogelfänger entnommen und bedeutet eine Spalte in einem Holze, welche klemmt und festhält, auch das Holz bei den Sprenkeln, wodurch die Vögel gefangen wurden. Sodann nannten die Vogelfänger auch die Schenkstuben „Kneipen", in denen sie festgehalten würden. Überhaupt sind aus der Jagdsportsprache viele Ausdrücke in die allgemeine Sprache übergegangen. Sie finden heutigen Tags vielfach Anwendung, ohne daß der eigentliche Ursprung und die Bedeutung derselben gekannt wird. So bedeutet auf „Knall und Fall" den Schuß und das gleichzeitige Zusammenstürzen des Wildes. „Eine feine Nase haben" weist auf die Spürnase des Jagdhundes hin. „Sich drücken", heißt so viel, wie sich durch Niederducken den Blicken des Jägers entziehen. „Durch die Lappen gehen", erinnert an das Umzäunen des Jagdgebietes mit Garn, Netzen oder Tüchern, welche letztere, im Winde flatternd, das Wild vom Durchbruche abhalten sollten. „Prellen" war ein beliebtes Waidmannsvergnügen bei der Fuchsjagd, wobei der Fuchs auf straffgespannten Tüchern in die Höhe geschnellt und wieder aufgefangen wurde. Der Ausdruck „Auf den Leim gehen" rührt von dem Vogelleim her, der zum Vogelfang benutzt wurde, und „Pechvogel" hieß der, der an den Leimruten kleben blieb. „Pfiffig" war der Jäger, wenn er die Voglstimmen zum Locken nachpfeifen konnte. „Ausgehetzt" ist dasjenige Wild, welchem durch keine Hetze beizukommen ist. „Eine wahre Hetzjagd", „abhetzen", sind heute vielgebrauchte Ausdrücke, die auf die Jägerei zurückzuführen sind.



Bunte Chronik



* **Deutschland bekommt eine Orgelbauschule.** In Göttingen wird die erste deutsche Orgelbaufachschule ins Leben gerufen. Es wird damit eine Lücke ausgefüllt, die sich schon seit Jahren im Orgelbauwesen Deutschlands bemerkbar machte. Italien, das einen besonders großen Bedarf an Orgeln hat, errichtete schon vor längerer Zeit mit Unterstützung der Regierung Fachschulen der Orgelbaukunst. Da die größten technischen Kapazitäten des Orgelbaues in Deutschland zu finden sind, stand zu befürchten, daß heimische Kräfte dem Dienste im eigenen Lande entzogen würden und daß die gediegene Ausbildung des jungen Nachwuchses in der weitverzweigten und schwierigen Kunst des Orgelbaues auf die Dauer Schaden leiden könnte. Aus diesem Grunde haben die deutschen Orgelbaumeister den Plan einer Orgelbaufachschule gutgeheißen, und auch alle in Betracht kommenden Behörden stehen der Gründung sympathisch gegenüber. Nach einem auf dem letzten Verbandstag gefaßten einstimmigen Beschluß soll Göttingen Sitz der ersten derartigen Ausbildungsanstalt sein.

*

* **Die Legende vom „armen" Schiller.** Gegen die Legende vom „armen" Schiller wendet sich Alica v. Gaudy im „Daheim". Zur Verbreitung dieser Legende haben wohl zwei Dinge beigetragen: C. F. Meyers Gedicht „Schillers Bestattung" und das „mißverstandene" Schillerhaus in Weimar. Das Arbeits- und Sterbezimmer des Dichters in der Mansarde macht in der Tat keinen sehr vornehmen Eindruck, doch vergißt man, daß Schiller sich hierher nur zurückzog, um durch den Lärm seiner drei lebhaften Kinder nicht bei der Arbeit gestört zu werden, und um seinerseits die Nachtruhe seiner Lotte durch seinen stetig zunehmenden Husten nicht zu stören. Das Schillerhaus als Ganzes hat aber einen durchaus vornehm-behaglichen Anstrich. Der Salon im ersten Stock ist geschmackvoll mit seidengepolsterten Mahagonimöbeln ausgestattet und stößt an ein geräumiges Wohnzimmer, das jetzt der Schillerstiftung als Sitzungssaal dient. Ein Diener und zwei Mädchen waren im Hause beschäftigt, in dem eine lebhafte Geselligkeit gepflegt wurde. Auch ein wohlassortierter Weinkeller war vorhanden. C. F. Meyers Gedicht von dem traurig-ärmlichen Begräbnis des Dichters wird durch die Berichte von Augenzeugen widerlegt. Außer Goethe, der krank zu Bett lag, beteiligten sich alle namhaften Künstler und Gelehrten Weimars als Sargträger und Gefolge. Daß die Beisetzung um Mitternacht erfolgte, entsprach einer alten weimarischen Sitte, nach der ein Sarg am Tage nicht durch die Stadt geführt werden durfte. Schiller, dessen vornehme Natur bei aller persönlichen Bescheidenheit großen Wert auf standesgemäßes Auftreten legte, wäre entrüstet gewesen über die Sagenbildung um seine „ärmlichen" Verhältnisse! (Man darf bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß Schiller viel früher als Goethe einen Diener anstellte und daß er seine Dienstboten auch auf Reisen mitnahm.)

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.